

Von der Bedeutung der geisteswissenschaftlichen Forschung in Deutschland

Geisteswissenschaften: Cassandra, Bettelmönch, Hofnarr oder Wegweiser?

Michael Borchard

Räte und Beiräte ins Leben zu rufen – eine politische Tat, die unter der rot-grünen Bundesregierung schwer *en vogue* ist. Nicht nur der Bundeskanzler, auch die Bundesforschungsministerin ist inzwischen dieser Mode verfallen. Der neu gegründete und neu besetzte Forschungsbeirat ihres Ministeriums hat eine zentrale Frage in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit gestellt: „Haben wir die richtigen Themen, die unsere Gesellschaft morgen bewegen werden, in der Forschung aufgegriffen?“

Ein Prozess zur „Identifikation von Forschungsthemen“ soll in Gang kommen – getauft auf den verheißungsvollen Namen *Futur*. Um die Themen von morgen kümmern sich in Zukunft ranghohe Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Wirtschaft und NGOs. Nur eine Wissenschaftsrichtung kann zu diesem Forschungsdialog nach Auffassung der Forschungsministerin scheinbar überhaupt keinen Beitrag leisten: Einen Geisteswissenschaftler sucht man auf der illustren Liste der Mitglieder des Beirates vergeblich!

Ein Trend ist sichtbar, der sich nicht nur in der Besetzung solcher Gremien, sondern der sich leider auch in beinahe allen konkreten bildungspolitischen Sachentscheidungen widerspiegelt. Die Sorge um die internationale Wettbewerbsfähigkeit deutscher Spitzenforschung ist ohne Zweifel berechtigt. Denn die Ausstattung der Universitäten mit angemessenen Labor- und Forschungseinrichtungen ist in den seltensten Fällen op-

timal. Wenn also naturwissenschaftliche, wenn technologische Forschungsstellen besser ausgerüstet werden sollen, dann ist das durchaus eine richtige Entscheidung. Sie fällt aber in Zeiten strapazierter Landeskassen in den meisten Fällen zu Lasten der geisteswissenschaftlichen Fächer. Ein Effekt, der weit reichende Folgen hat, denn nicht nur die Lehrstühle, die Ausstattung, die Mittelzuweisungen, die Bildung von Sonderforschungsbereichen in den Geisteswissenschaften werden existenzbedrohend reduziert. Viel schlimmer ist, dass damit auch eine ideelle Lawine ins Rollen gekommen ist: Je schlechter die Behauptungsmöglichkeiten, desto geringer das Ansehen und vor allem desto geringer die „Nützlichkeit“, die diesen Fächern zugesprochen wird. Jeder Rektor einer „Volluniversität“, jeder Dekan einer ausgezeichneten Philosophischen Fakultät kann ein Lied von dieser „Rutschbahn“ singen. Was vielfach und viel sagend mit Modernisierung und Profilierung überschrieben wird, ist im Endeffekt häufig nichts anderes als eine schamlose Aushöhlung der geisteswissenschaftlichen Fachbereiche. Was die nordrhein-westfälische Wissenschaftsministerin Gabriele Behler mit der „Verbesserung der Abstimmung zwischen den Hochschulen“ bezeichnet, läuft schlicht auf eine Streichung von Stellen insbesondere bei den Geisteswissenschaften hinaus.

An beinahe schon schadenfrohen Grabgesängen aus anderen Bereichen mangelt es kaum: Die Geisteswissen-

schaften hätten „den prekären Status des Hofnarren, der von seinem Unterhaltungswert zehrt“, schmäht Dieter Simon, „sie haben die Lästigkeit von Cassandra, deren unbequeme Rufe man meidet und verleumdet; sie erregen Argwohn wie der Bettelmönch, der die Früchte von anderen für ein unbestimmtes ‚Vergelt’s Gott!‘ verzehrt.“

Fatal für die gegenwärtige Bildungsdiskussion ist allerdings nicht eine solche Polemik, fatal ist, dass die überwiegende Reaktion auf die Vielzahl solcher Anwürfe der Rückzug in den Schmollwinkel ist. Es folgt der beleidigte Hinweis auf die großen Schwierigkeiten, mit denen die geisteswissenschaftlichen Fakultäten zu kämpfen haben. Eine resignative, eine weitgehend unpolitische Haltung hat sich breit gemacht. Nicht zu Unrecht hat der DFG-Präsident Ernst-Ludwig Winnacker festgestellt: „Der eigentliche Skandal ist, dass es den Geisteswissenschaften an einem Selbstverständnis mangelt.“

Zweifellos unersetzbar

Dabei besteht aller Grund zu einem starken Selbstbewusstsein: Die Geisteswissenschaften werden im Konzert der Disziplinen ohne Zweifel unersetzbar bleiben. Weil sie in sich dialogisch angelegt sind, weil sie in der Lage dazu sind, einen Gegenstand in seiner historischen, philosophischen, ästhetischen oder sozialen Bedeutung zu erfassen. Weil – gerade in Deutschland – historisches Denken unverzichtbar ist, wenn es darum geht, die Zukunft zu gestalten und Verantwortung zu übernehmen.

Die bekannte und in den vergangenen Jahren vielfach diskutierte Theorie von Odo Marquard, nach der die Geisteswissenschaften „die Modernisierungsschäden, die Gesichtlosigkeit der modernen Welt, die durch das hohe Tempo naturwissenschaftlicher und technischer Innovation entsteht, beseitigen helfen“ (Gregor Weber/Klaus Stüwe), hat nach wie

vor ohne Zweifel ihren Reiz. Denn sie weist den Geisteswissenschaften eine hohe gesellschaftliche Verantwortung zu.

Dennoch: Marquards „Kompensationstheorie“ greift zu kurz. Nicht nur, weil die vor über fünfzehn Jahren von ihm prognostizierte Renaissance der Geisteswissenschaften bis heute auf sich warten lässt, sondern auch, weil die Geisteswissenschaften hier nur eine begleitende, eine aufarbeitende, eine in die Vergangenheit weisende wissenschaftliche Funktion hätten. „Der Tag für die ‚harten‘, der Abend für die ‚weichen‘ Wissenschaften“, wie es Jörg-Dieter Gauger treffend formuliert hat. Eine aktive Rolle bei der Gestaltung und bei der Erforschung der Zukunft bliebe ihr somit verwehrt. Die These von Jürgen Mittelstraß, dass die Geisteswissenschaften eine Orientierungsaufgabe haben, entspricht mehr den Realitäten: In einer Zeit „neuer Unübersichtlichkeit“, von der Jürgen Habermas spricht, sollen die Geisteswissenschaften nicht nur „nachdenken“, sondern insbesondere durch innovatives „Vordenken“ Orientierungshilfen bieten. Voraussetzung wäre, dass die Geisteswissenschaften diesen Orientierungsauftrag auch tatsächlich aktiv, effektiv, vernetzt und konzentriert wahrnehmen. Wer unverzichtbar sein will, der muss sich mit aktiven Angeboten und mit entsprechender Qualität und Effektivität seiner Leistungen hervortun. Gelegenheiten dafür gibt es für die Geisteswissenschaften und für die Universitäten genug: Eine führende Rolle können die Geisteswissenschaftler beispielsweise bei der Erweiterung der Europäischen Union übernehmen. Das Zusammenwachsen Europas beruht wesentlich auf einer gemeinsamen Kultur- und Geistesgeschichte. Wenn die Kultur- und Geisteswissenschaften eine konsequente Europäisierung ihrer Forschung und ihrer Lehre betreiben, haben sie die Chance, sich in diesem bedeutenden Zukunftsprozess zu ei-

nem unentbehrlichen Gesprächspartner zu machen.

Orientierungswissen zur Verfügung zu stellen gehört zweifellos zu den Aufgaben der Geisteswissenschaften. Ihre Hauptbeschäftigung kann es indessen niemals werden. Wenn Sozialwissenschaft, Politische Wissenschaft und Philosophie nur noch als „Politikberatung“ akzeptiert werden, wenn Philosophie und Theologie nur noch als „Ethik“ auf Gehör stoßen, dann werden solche Studien- und Forschungsbereiche gegenstandslos. Wer immer nur tagesaktuellen Erfordernissen hinterherläuft, kann keine Orientierung mehr bieten. Universitäten, die sich einzig auf die Anwendungsorientierung konzentrieren, werden langfristig charakterlos und durchschnittlich. Und wenn die Universitäten unter dem Zwang stehen, die wissenschaftliche Freiheit auf dem Altar der pragmatischen Nützlichkeitsabwägungen zu opfern, bleibt fraglich, ob unter solchen Umständen überhaupt noch erstklassige Leistungen möglich sind.

Vordenken und Eliten bilden

Geisteswissenschaftler haben in vielen Fällen eindrucksvoll bewiesen, dass sie auch mit geringen finanziellen Mitteln Spitzenleistungen vollbringen können. Deutsche Geisteswissenschaftler haben in vielen Fachbereichen Weltruf. Im beinahe schon rituellen Einprägeln auf die so genannten Orchideenfächer liegt deswegen wenig Sinn: In vielen Ländern der Welt genießt Deutschland vor allem wegen seiner Leistungen bei der Aufarbeitung der jeweiligen Landesgeschichte hohes Ansehen. Die Sinologie wurde in Deutschland begründet, und deutsche Wissenschaftler spielen hier noch immer eine führende Rolle. Ohne die Leistung der Altertumswissenschaftler, der Archäologen, der Assyriologen und Ägyptologen im zwanzigsten Jahrhundert wären nicht nur zentrale Elemente dieser Hoch-

kulturen verborgen geblieben. Auch die diplomatischen Beziehungen zu diesen Ländern würden sich heute deutlich schwieriger gestalten, denn die sensible wissenschaftliche Betreuung und Zusammenarbeit in den vergangenen Jahrzehnten ist in vielen Fällen auch in der Bevölkerung auf hohe Anerkennung gestoßen.

Diese Beispiele beweisen aber auch: Wollen die Geisteswissenschaften mehr als eine „lästige Cassandra“ sein, wollen sie „Vordenker“ sein, dürfen sie sich nicht vor der Bildung von Eliten fürchten. Johannes Rau hat zu Recht gesagt: „Bildung heißt Benachteiligung vermeiden, heißt aber auch Begabung, ja auch Höchstbegabung, rechtzeitig zu erkennen und zu fördern.“ Den Hochschulen sollte deswegen konsequent erlaubt sein, sich die Studenten auszuwählen, denen sie die Eignung für ein erfolgreiches geisteswissenschaftliches Studium zutrauen. Dass es weniger geeignete Studenten gibt, die in das „flüchten“, was gelegentlich abschätzig als „Laberfach“ tituliert wird, ist nicht zu leugnen. Studenten, die schnell feststellen müssen, dass die Anforderungen doch deutlich höher sind als erwartet, belasten die geisteswissenschaftlichen Fakultäten neben den Einsparungen zusätzlich. Aus diesem Grund ist auch die ständige und anhaltende Tabuisierung der Diskussion um eine Einführung von Studiengebühren unverständlich. Studiengebühren machen freilich nur dann Sinn, wenn Benachteiligungen – etwa durch Stipendien und Ausnahmeregelungen – vermieden werden und wenn sie nicht zur Entlastung der Landeshaushalte dienen, sondern „ungebremst“ den Universitäten zur Verfügung stehen. Der sich monoton wiederholende Hinweis auf die Tatsache, dass die Geisteswissenschaften – beispielsweise die Geschichtswissenschaft – besonders hohe Studienabbrecherquoten aufweisen, ist mit einem einfachen Argument zu kontern: In geisteswissenschaftlichen Fächern werden überdurchschnitt-

lich viele Studenten promoviert. Und niemand würde ernsthaft behaupten, eine geisteswissenschaftliche Dissertation sei mit weniger Aufwand und geringeren wissenschaftlichen Fähigkeiten zu bewältigen als eine naturwissenschaftliche. Solche Studenten, die sich wirklich für ein geisteswissenschaftliches Fach eignen, sind dann auch in ihrem Studium überaus erfolgreich. Jeder auch noch so erfolgreiche geisteswissenschaftliche Student, der sein Studienfach preisgibt, sieht sich jedoch nicht selten mit der staunend interessierten Frage konfrontiert: „Ja schön, und was kann man später damit machen?“ Dass eine führende internationale Unternehmensberatung wie McKinsey auch einen gewissen Prozentsatz an Geisteswissenschaftlern rekrutiert, dass mancher Personalchef inzwischen durchaus Freude am geisteswissenschaftlichen Bewerber gefunden hat – nicht zuletzt, weil die Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung und die geistige Flexibilität hier bisweilen stärker sind –, kann indes nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten bei den Geisteswissenschaftlern noch immer deutlich schwieriger gestalten.

Auch hier wäre etwas mehr Selbstbewusstsein angesagt! Warum fehlt vielen Veranstaltern von Absolventenkongressen und so genannten *Recruiting-Events* der Mut, einmal bewusst auf die Potenziale der Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge zu setzen? Warum nicht einmal ein herzlicher Appell an alle Geisteswissenschaftler, die eine erfolgreiche Karriere im Wirtschaftsbereich gemacht haben, den nachfolgenden Generationen Einstiegsmöglichkeiten, Wege und Beschäftigungsbereiche zu weisen? Insgesamt werden interkulturelle Kompetenzen, Kenntnisse von Geschichte, Sprache und Mentalität des jeweiligen Landes in einem europäischen Wirtschaftsraum – und mehr noch auf

den globalisierten Weltmärkten – in Zukunft mindestens ebenso bedeutend sein wie betriebswirtschaftliche Kenntnisse und Management-Qualitäten.

Die immer wieder postulierte Wissensgesellschaft steht infrage, wenn nur noch die Spezialisierung, wenn die Fragmentarisierung aller Wissensbereiche im Vordergrund steht. Ein Vorwurf, den sich nicht nur die Geisteswissenschaftler, sondern auch die Naturwissenschaftler gefallen lassen müssen. „Was wir brauchen sind Spezialisten mit generellen Kompetenzen und Generalisten mit speziellen Kompetenzen“, sagt Jürgen Mittelstraß treffend. Das „Zauberwort“ der Interdisziplinarität beschreibt das, was viele für die Geisteswissenschaften als den Silberstreifen am Horizont der Wissenschaftslandschaft begreifen.

Neigung zur Innensicht

Der Vorwurf, die Geisteswissenschaften hätten „durch geradezu autistisches Verhalten, das interdisziplinäre Zusammenarbeit als Zumutung empfand, zu ihrer jetzigen Krise beigetragen“ (Heike Schmoll), ist nicht völlig von der Hand zu weisen. Die Neigung zur reinen „Innensicht“ ist in Teilen der Geisteswissenschaften besonders stark verbreitet.

Die Physikerin und Thüringer Wissenschaftsministerin Dagmar Schipanski hat kürzlich darauf hingewiesen, dass alle wichtigen Entdeckungen der letzten Jahre nicht in den Kernbereichen, sondern zwischen den Disziplinen gemacht wurden. „Die Grenze ist der fruchtbarste Ort der Erkenntnis“, so hat der Theologe Paul Tillich einmal formuliert. Wer allerdings an der Grenze entlang und bisweilen über die Grenzen wandern will, der muss zunächst das weite Land der wissenschaftlichen Fundamente durchschreiten. Ausgehöhlten, ausgedünnten geisteswissenschaftlichen Fakultäten dürfte es indes schwer fallen, solche Fundamente noch zu legen. Interdisziplina-

rität kann nur gelingen, wenn sie zwischen gleichgewichtigen Partnern praktiziert wird.

Das setzt voraus, dass Möglichkeiten geschaffen und genutzt werden, die den Dialog zwischen den Disziplinen fördern. Außer Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereichen fehlt vielfach der institutionelle Rahmen, um Interdisziplinarität zu pflegen und gemeinsame Fragestellungen zu entwickeln. Die junge wieder gegründete Erfurter Universität, die sich bewusst einen geisteswissenschaftlichen und ausgeprägt interdisziplinären Schwerpunkt gegeben hat, weist eine mögliche Richtung. Ihre „Feuertaufe“, ihre Bewährung im internationalen Wettbewerb der Absolventen muss die letzte deutsche Universitätsgründung des vergangenen Jahrhunderts freilich erst noch bestehen. Die Chancen für einen Erfolg stehen nicht schlecht. Ebenso haben sich übergreifende Studienfächer wie das Nordamerika-Programm der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn als richtungweisend erwiesen. Absolventen solcher Programme haben deutlich bessere Berufsmöglichkeiten als ihre Kommilitonen in den „reinen“ geisteswissenschaftlichen Fächern.

Warum aber nur von den Geisteswissenschaften eine interdisziplinäre und berufsbezogene, eine praktischere Ausbildung fordern? Der berechtigte Ruf nach interdisziplinärem und vernetztem Denken darf keine Einbahnstraße sein, die lediglich die Berufschancen der Geisteswissenschaftler verbessern hilft. Auch bei den Naturwissenschaftlern fehlt es nicht selten an der Bereitschaft, den Kontakt zu ihren geisteswissenschaftlichen Kollegen zu suchen.

Warum nicht bei den Medizinern ein Wahlpflichtseminar zur Ethik und Philosophie der Medizin etablieren, warum nicht Ingenieuren auch je nach Orientierung verpflichtend sprach-, kultur-

und regionswissenschaftliche Kenntnisse nahe bringen? Vorstellbare und sinnvolle Kooperationen ließen sich beinahe für jeden Bereich konstruieren.

Der Versuch, klassische naturwissenschaftliche Studiengänge durch eine spürbare geisteswissenschaftliche Komponente zu ergänzen, würde sich lohnen, weil er Interesse für die philosophischen und ethischen Grundfragen naturwissenschaftlicher Forschung wecken würde. Weil dieser Versuch einen Beitrag dazu leisten könnte, bei aller Forschung nicht den Menschen aus dem Mittelpunkt wissenschaftlicher Auseinandersetzung zu verlieren, und weil er zu guter Letzt helfen würde, die Geisteswissenschaften als gleichberechtigten Partner in die Wissenschaftslandschaft der Zukunft zu integrieren. Nicht als Kompensation im Sinne Odo Marquards, sondern als gegenseitige Bereicherung und Ergänzung.

Es bleibt eine zentrale Schlussfolgerung: Die universitäre Forschung in allen Bereichen sichert die langfristige Wissensbasis unserer Gesellschaft. Deswegen kann und darf sich die Forschung nicht nur auf solche Bereiche konzentrieren, die rasch in Produkte oder Dienstleistungen umsetzbar sind. Politiker, die diesem Aspekt keine Rechnung tragen, die ihre Forschungs- und Wissenschaftspolitik nur an der Nützlichkeit ausrichten, sägen an dem Ast, auf dem die moderne Wissensgesellschaft sitzt.

Eine lediglich technologieorientierte und innovationsverliebte Gesellschaft, die die Geisteswissenschaften als „lästige Cassandra“ verspottet, riskiert, dass es ihr geht wie den Trojanern in der antiken Sage: Sie haben die berechtigten Orientierungshinweise und Warnungen Kassandras in den Wind geschossen. Sie haben vergnügt und arglos um das trojanische Pferd getanzt, alle Erfahrungen ignoriert, alle Risiken verdrängt und damit die Zukunft ihres Volkes aufs Spiel gesetzt. Der Ausgang der Sage ist bekannt ...